

Irene Scharenberg

Versteckte Gifte

Kriminalroman aus dem Ruhrgebiet

Pro**libris** Verlag

Prolog

Der Blick der Frau wanderte zu dem abstrakten Gemälde an der Wand. Seine grellen Rottöne taten ihren Augen weh. Ein Motiv konnte sie darin nicht erkennen. Dann starrte sie wieder in die undurchdringliche Miene ihres Gegenübers. »Was wollen Sie wirklich von mir?«, fragte sie mit ernster Stimme. Während sie das lange blonde Haar nach hinten strich, bildete sich eine steile Falte auf ihrer ansonsten glatten Stirn. Ihr rechter Fuß mit auffallend lackierten Nägeln, der in hochhackigen Sandaletten steckte, wippte auf und ab. »Sie haben mich garantiert nicht hierherbestellt, um über das Wetter oder die allgemeine politische Lage zu philosophieren.«

Ihre Hand nestelte an den Knöpfen ihrer schicken blauen Bluse mit dem gewagten Ausschnitt herum. Schließlich tasteten ihre Finger nach der sündhaft teuren Perlenkette, die sie erst vor zwei Tagen geschenkt bekommen hatte. »Am Telefon haben Sie mir erklärt, es sei dringend, und nun reden Sie über lauter belanglose Dinge. Also, aus welchem Grund wollten Sie mich unbedingt heute Abend treffen? Noch dazu unter vier Augen?«

Sie trank einen Schluck aus ihrem halb leeren Weinglas und drehte den Stiel eine Weile in ihrer Hand. Erwartungsvoll schaute sie zu Big Boss. So nannte sie insgeheim die Person, die ihr gegenüber in einem grau-schwarz gestreiften Sessel saß. Die ganze Einrichtung hätte aus der Zeitschrift für modernes Wohnen stammen können, die sie selbst abonniert hatte und oft genug mit einem gewissen Neid durchblättert. Auf eine Antwort wartete sie vergeblich. Mit einer Spur von Ärger in der Stimme wiederholte sie die Frage.

Auf den Lippen von Big Boss zeigte sich ein Lächeln, das ihr nicht gefiel. Eigentlich war es eher ein spöttisches Grinsen, in dem aber fast etwas Diabolisches lag. Vielleicht sollte ich jetzt

besser aufstehen und gehen, durchfuhr es sie plötzlich. Oder wäre das lächerlich? Was sollte ihr denn passieren? Sie hielt doch alle Trümpfe in der Hand, oder etwa nicht? Ganz ruhig, ermahnte sie sich und sah Big Boss direkt in die kalten Augen.

»Trinken Sie noch einen Schluck«, vernahm sie die höfliche Aufforderung. »Wir haben alle Zeit der Welt.« Die Stimme klang in ihren Ohren nicht gerade wie die eines wohlmeinenden Gastgebers. Was hatte der merkwürdige Unterton zu bedeuten? Hatte man ihr Geheimnis etwa entdeckt? Nein, das war unmöglich.

Big Boss goss neuen Wein ein. Sie hätte gerne protestiert, brachte jedoch keinen Ton hervor. Während sie die ungesagten Worte hinunterschluckte, rieb sie ihre feuchten Hände möglichst unauffällig über ihre Oberschenkel. Ihr Mund hingegen war trocken. Automatisch griff ihre Rechte nach dem Weinglas, das unmittelbar vor ihr auf einem ovalen Beistelltisch stand. Ein kräftiger Schluck des Silvaners rann durch ihre Kehle. Der Wein schien sie zu beruhigen, verbannte die spotartig aufblitzenden Gedanken wieder in einen fernen Winkel ihres Unterbewusstseins.

»Gut so. Der Alkohol wird Sie entspannen.«

Die junge Frau seufzte resigniert. Sie hatte die Hoffnung aufgegeben, dass Big Boss bereit war, sich auf ein echtes Gespräch einzulassen oder auf eine ehrliche Konfrontation. Aber weshalb war sie hierher bestellt worden? Sie war mit den besten Absichten hier erschienen. Doch nun hatte sie Angst. Ihre Unterlippe begann zu zittern. Plötzlich wollte sie nur noch fort von hier. Sie hatte sich gerade entschlossen, einfach aufzustehen, da begann Big Boss zu sprechen.

»Ich habe diese Entwicklung weder gewünscht, noch heraufbeschworen. Aber sie ist nun einmal eingetreten und verlangt nach einer Lösung. Einer endgültigen Lösung, wenn Sie verstehen, was ich meine?«

Sie schluckte. Was sollte das heißen? Wilde Spekulationen kreisten in ihrem Kopf, die meisten waren einfach absurd. Sie wollte

lachen, brachte aber nur ein merkwürdiges Krächzen zustande. Big Boss quittierte den Ton mit einem spöttischen Blick, der nach und nach unerbittlich wurde und sie frösteln ließ. Ihr Magen verkrampfte sich, während diese Augen sie anstarrten, sich zu Seh-schlitzten verengten. Du musst hier raus, schrie eine Stimme in ihr. Egal, wenn das kindisch war, sie mochte nicht länger in diesem Sessel sitzen. Sie würde jetzt aufstehen und gehen.

»Reden wir ein anderes Mal«, erklärte sie und versuchte, sich zu erheben. Doch ihre Beine gehorchten ihr nicht. Während sie es erneut versuchte, schien sich plötzlich alles um sie zu drehen. Es war ihr peinlich, als ob das in dieser Situation noch irgendeine Bedeutung hätte. Trotzdem sagte sie: »Ich, also ich habe wohl etwas zu viel getrunken.« Die Miene von Big Boss blieb kalt, ohne Mitleid. Von einer unsichtbaren Kraft nach unten gezogen, sank sie erneut in den Sessel. Das Bild rechts neben der Tür mit den grellen Rottönen verschwamm vor ihren Augen.

»Ich bestimme, wann unser kleines Date zu Ende ist«, hörte sie plötzlich eine Stimme aus der Ferne. Wie durch eine Nebelwand nahm sie wahr, dass sich Big Boss erhob und langsam näherkam. Ehe sie reagieren konnte, fiel ein Schatten über sie. Entsetzt starrte sie auf eine Hand mit einem Hammer. Sie streckte die Arme vor, um die Gefahr abzuwehren. Vergebens. Der Hammer sauste nach unten, krachte auf ihren Schädel, dann war nur noch Nacht um sie.

Frank Grabner stand am Ufer des Rheins und starrte auf das fließende Wasser hinunter. Am liebsten hätte er sich hineingestürzt und wäre nie wieder aufgetaucht. Er wusste, dass es im Fluss etliche gefährliche Strömungen gab. Ein kurzer Kampf, dann wäre alles vorbei. Der Gedanke an seine Familie hielt ihn jedoch zurück. Seine Frau Anne und Jennifer, seine achtzehnjährige Tochter, würden das niemals verstehen. Mit Trauer im Blick sah er einem Schubschiff nach, das bunt gemischte Container transportierte. Nach Basel, nahm er an, denn das Schiff fuhr unter einer Schweizer Flagge. Unwillkürlich musste er an einen seiner Lebensträume denken. Eine mehrtägige Kreuzfahrt auf dem Rhein. Bisher hatte das Geld gefehlt, und nun ...

Er verzog das Gesicht und versuchte zu lachen, dabei kam aber nur ein gequälter Laut heraus. Frank ging in die Hocke und tauchte seine Hände in den Sand. Seufzend erhob er sich und ließ die feinen Körner durch seine Finger rinnen. »Lieber Gott, hilf mir!«, flehte er, obwohl er eigentlich nicht besonders fromm war und seit Langem nicht mehr über seinen recht unorthodoxen Glauben nachgedacht hatte. Nun hätte er viel um ein paar Jahre Zeit gegeben, dies nachholen zu können. Mit ernster Miene rieb er die Hände aneinander. Während die restlichen Sandkörner zu Boden fielen, schaute Frank in den Himmel, als erwarte er von dort irgendein Zeichen. Er wusste selbst nicht genau was, eigentlich wusste er überhaupt nichts mehr, seit heute Nachmittag.

Kurz vor siebzehn Uhr war die Unheilsbotschaft auf ihn eingestürzt. Seltsamerweise unvorbereitet, dabei hatte er selbst ja schon diesen schrecklichen Verdacht gehabt. Deswegen war er ja zum Arzt gegangen, hatte sein Blut auf eigene Kosten untersuchen lassen. Für knapp hundert Euro war seine heile Welt eingebrochen. Seinem Mund entfuhr ein hysterisches Lachen. Nein, das

stimmte so nicht, der Test konnte nichts dafür. Von seiner Erkrankung hätte er irgendwann sowieso erfahren.

Plötzlich erfasste Frank eine ungeheure Wut. Er verspürte den Wunsch, auf irgendetwas einzuschlagen, am liebsten auf dieses miese Subjekt, dem er seine Krankheit zu verdanken hatte. Mit wutverzerrtem Gesicht hob er ein Stückchen Treibholz auf und schleuderte es bis auf den Pfad, der etwas oberhalb der Rheinwiesen verlief. Dafür wird das Schwein bezahlen, schwor er sich. Noch drei Tage waren es bis zur letzten Untersuchung. Danach, das hatte er sich vorgenommen, würde abgerechnet. Was er bereits wusste, genügte ohnehin. Er wollte Gutenberg bluten sehen.

2

Schon von Weitem erkannte Lena Hoppenstadt das Epizentrum von Klatsch und Tratsch des Viertels. Die Kioskbesitzerin Tine, eigentlich Martina Belsenberg, lugte mit ihrem blond gelockten Wuschelkopf aus dem kleinen Fenster ihrer Bude heraus.

Unwillkürlich musste Lena lachen. Sie dachte an die gestrige Aufräumaktion im Zimmer ihrer pubertierenden Tochter. Dabei hatten sie eine dieser alten Diddl-Maus-Karten gefunden, die Ina früher gesammelt hatte. Tine erinnerte sie in diesem Moment an ein Motiv mit der Überschrift »Diddl Maus sitzt im Dschungel der Leidenschaft und wartet auf Liebesbeute.«

»Na, bisse auf Kundschaft am Lauern?«, fragte Lena Hoppenstadt scherzhaft, als sie bei der Bude ankam.

»Nee, nee, ich schnapp nur en bisschen frische Luft. Dat heißt, wat man hier so frische Luft nennt. Heutzutage hört man ja so viel vonne Feinstaubbelastung, und ich bin sicher, unsere Sied-

lung is auch betroffen. Ers recht, seit der muffige Kazmirzak sein dicken Laster hier gegenüber parken tut. Immer inne Nacht von Donnerstag auf Freitag. Drekt vor seine Haustür. Ich frag mich, warum? Dat hat der doch früher auch nich gemacht. Da stand der LKW brav auffem Hof von sein Chef rum.« Tine unterbrach kurz ihren Redefluss und sog so viel Luft ein, dass sie für die nächsten zehn bis fünfzehn Sätze locker ohne Atmung auskommen konnte. »Wird höchste Eisenbahn, dat ich mich da mal persönlich drum kümmern tu«, schnaufte sie. »Die Zeiten, wo ich jeden Tag die Fensterbank mit nem Handfeger abgestaubt hab, liegen ja nich hinter uns, damit der Kazmirzak uns gez hier die Luft verpestet.«

»Aber ehe du dich um irgendwas anderes kümmerst, bedienst du mich bitte«, erwiderte Lena schnell, als Tine unerwartet Sauerstoff nachlegen musste. »Schließlich willst du ja auch was verkaufen.«

»Na, dann gib ma die Großbestellung auf.« Die Besitzerin der Bude schmunzelte. »Wat hättse denn gern? Sekt, Seltas?«

»Drei Flaschen Köpi, oder besser gleich vier.«

»Aha!« Tine probierte einen vielsagenden Augenaufschlag aus, den Lena an ihr bisher nicht kannte. »Dein Schwiegeroller is euch wohl widder auffe Bude gerückt?« Lena nickte. »Na ja, ich sachet ja immer, jeder hat sein Päckchen zu tragen.« Plötzlich setzte sie eine verschwörerische Miene auf und streckte ihren Kopf weit aus dem Fenster. Nur noch wenige Zentimeter trennten Lenas Nase von Tines blonden Locken. »Bei den Grabners is demnächst auch bald Tacheles inne Hütte«, flüsterte sie mit vielsagendem Blick. Anschließend legte sie eine kunstvolle Pause ein. »Also wenn die Jennifer nich nen Braten in der Röhre hat, geb ich den Laden hier auf und schwing die Klobürste als Toilettenfrau in unsern Sportverein.«

»Die Tochter von Frank und Anne?«, fragte Lena Hoppenstadt irritiert.

»Genau die. Ich schätze jedoch, ihre Ollen wissen noch nix von ihren zukünftigen Enkel.«

»Aber du!« Die Bemerkung konnte sich Lena nun doch nicht verkneifen, was Tine ihr jedoch nicht übel zu nehmen schien.

»Ich hab dafür nen Blick. Zudem kann ich eins und eins zusammenzählen. Die Jennifer kommt doch jeden Morgen auffem Weg zu ihre Arbeit bei mir vorbei. Dat Gesicht von der sieht doch seit Wochen aus, als hätt se wat Falsches gegessen. Vorgestern war der so übel, dat se sich an dem Baum da vorne festhalten musste. Dort hat se sogar mehrmals gewürgt.« Tines rechter Arm schnellte aus dem Fenster heraus, und ihre Hand zeigte zu einer Kastanie auf der gegenüberliegenden Straßenseite. »Abba lassen wir dat Thema. Geht mich ja auch nix an. Eigentlich.«

Ehe Lena Hoppenstadt etwas erwidern konnte, zog Tine Kopf und Arm zurück und verschwand wie ein Wiesel im hinteren Teil der Bude. Als sie wenig später wieder auftauchte, hielt sie vier Flaschen Köpi im Arm. »Nich dat wir die vergessen.« Sie lachte und entblößte dabei ein Gebiss mit offensichtlichem Sanierungsbedarf. »Und weißt du auch, von wem die Jennifer Grabner schwanger ist?«, fuhr sie fort, während Lena in ihrer Geldbörse herumkramte. »Da hatte bestimmt der Kai-Uwe Tomcik seine Finger und sonst wat im Spiel. Mit dem hat die ja 'ne ganze Weile abgehangen, aber gez is offensichtlich Schicht im Schacht. Also, in der Haut von die Jennifer möchte ich nich drinstecken. Besonders, wo der Frank so konservativ is.«

»Ich muss wirklich los«, erklärte Lena, als Tine kurz Luft holte. »Aber ich schaue bald wieder mal vorbei.«

»Macht vierzwanzich. Mit Pfand. Und grüß den Thorsten.«

Nachdem Lena mit passendem Kleingeld bezahlt hatte, drehte sie sich um und eilte den Gehweg entlang. Sie war keine drei Meter weit gekommen, da hörte sie Tines Stimme hinter ihrem Rücken. »Ich halt dich auffem Laufenden. Du weißt schon, wegen dem Braten.«

Pielkötter hatte in der Nacht kaum ein Auge zugemacht. In seinem Kopf waren so viele Gedanken herumgekreist. Erinnerungen aus glücklichen Tagen hatten sich abgewechselt mit traurigen Szenen einer heruntergewirtschafteten Ehe. Gegen Morgen hatte er sich gefragt, wie seine Zukunft aussehen würde, eine Zukunft ohne seine Frau. Schließlich war er in einen unruhigen Schlaf gefallen, aus dem er nur mit Mühe erwachen konnte.

Mit halb geöffneten Augen setzte er sich auf und schielte zu der unberührten Betthälfte links neben sich. Auch diese letzte Nacht im gemeinsamen Haus hatte Marianne im Gästezimmer verbracht. Pielkötter schluckte. Was hätte er in diesem Moment dafür gegeben, die Zeit zurückzudrehen. Dabei wusste er nicht einmal genau, wie weit. Sein Seitensprung war nicht der berühmte Anfang vom Ende gewesen, sondern der Höhepunkt einer langen Entwicklung. Schluss jetzt, rief er sich zur Raison. Während er sich aus dem Bett erhob, lauschte er. Soeben hatte er ein Geräusch gehört. Es kam von unten. Offensichtlich war Marianne bereits aufgestanden und lief im Erdgeschoss herum.

Als er das Schlafzimmer gerade verlassen hatte, hörte er ihre Stimme. »Willibald, bist du auf? Jan Hendrik und Sebastian kommen gleich mit dem Transporter.«

Pielkötter brummte etwas Unverständliches, was niemand entschlüsseln konnte, nicht einmal er selbst. Mit einem undefinierbaren Gefühl im Bauch verschwand er im Bad.

Nachdem er sich geduscht und angezogen hatte, lief er die Treppe bewusst langsam nach unten. Er kam sich so fremd vor in seinem eigenen Haus. Es erinnerte ihn an einen Einsatz auf gefährlichem Terrain, bei dem er stets mit unvorhersehbaren Problemen rechnen musste. Auf jeder Stufe hielt er inne und lauschte. Nach den

Geräuschen zu urteilen, hantierte Marianne an der Spüle herum. Als er das Erdgeschoss erreicht hatte, verharrte er einen Augenblick. Unschlüssig schielte er zur Küche, bis die Türglocke ihn aufschreckte. Obwohl heute Samstag war und er nicht einmal Bereitschaft hatte, fühlte Pielkötter sich weiterhin wie bei einem Einsatz. Er riss die Eingangstür auf und starrte Jan Hendrik direkt ins Gesicht. Seitlich hinter ihm stand dessen Freund und Lebenspartner Sebastian.

»Hallo!«, begrüßte ihn sein Sohn mit versteinerner Miene. »Ist Mutter schon fertig?«

Pielkötter stutzte. Wieso nannte Jan Hendrik sie nicht wie sonst Marianne? Was wollte er ihm damit sagen?

Die jungen Männer hatten gerade den Flur betreten, da tauchte seine Frau auf und umarmte die beiden. »Eine Kiste steht in der Küche, die anderen sind im Wohnzimmer«, erklärte sie. »Zusätzlich nehme ich das Regal aus dem Gästezimmer mit.«

Ihre Stimme klang für Pielkötters Geschmack eine Spur zu neutral. Sie legte in dem gemeinsamen Haus vieles in Schutt und Asche, ließ einen Haufen verbrannter Erde zurück und sprach, als ob sie den Umzug einer Bekannten organisierte.

»Aber das kann doch nicht alles sein?«, fragte Sebastian irritiert.

»Die Wohnung, in die ich einziehe, ist möbliert«, informierte sie ihn wieder emotionslos.

Möbliert, hallte es in Pielkötters Kopf wider. Was genau hieß das? Zog sie wirklich in eines der Häuser ihrer Chefin? Oder vielleicht zu ihrem neuen Freund, den sie neulich zu seinem Erstauen erwähnt hatte? Dieser Gedanke löste augenblicklich einen wilden Aktionismus seiner Magenmuskeln aus.

»Soll ich euch helfen?«, fragte er, nur um etwas zu sagen, um irgendeine normale Reaktion zu zeigen, die nicht auf seinen wahren Gemütszustand schließen ließ.

»Nee, lass mal, das schaffen wir schon allein«, erwiderte sein Sohn.

Pielkötter blickte Marianne direkt ins Gesicht, so als nähme er eine verdächtige Person ins Visier. Ihre verschlossenen Züge trafen ihn unvorbereitet, zeigten ihm eines nur zu deutlich. Dies war privates Terrain, nicht sein Dienst, in dem er bisher noch jeden Fall aufgeklärt hatte. Hier waren andere Qualitäten gefragt, aber er hätte nicht einmal sagen können, welche. »Na, dann kann ich mich ja ins Arbeitszimmer verziehen«, bemerkte er. Als niemand protestierte, stieg er die Treppe wieder nach oben.

Er hätte nicht sagen können, wie lange er vor seinem eingeschalteten Computer gegrübelt hatte, ohne ein einziges Mal die Tastatur zu berühren. Plötzlich hörte er das Knallen der Haustür. Es kam ihm vor wie ein Schlag ins Gesicht. »Sie ist weg«, sagte er leise zu sich selbst. Es klang eher neutral als verbittert, seine Miene jedoch wirkte wie versteinert. Mit einem ungewohnten Gefühl schlich er über die Treppe nach unten. Das Haus war mit einem Mal so furchtbar still. Pielkötter lief ins Wohnzimmer und schielte zur Bar. Zu gerne hätte er sich jetzt einen Wodka eingeschenkt, am besten einen doppelten. Nicht um diese Zeit, ermahnte er sich, auch wenn heute seine persönliche Welt zusammengebrochen war, und er weder Dienst noch Bereitschaft hatte.

4

Mit einem undefinierbaren Gesichtsausdruck blickte Frank Grabner zu dem Firmengelände auf der gegenüberliegenden Straßenseite, das hinter einer Mauer aus Stein und einem Stahltor verborgen lag. Weit und breit schien er hier der einzige Mensch zu sein.